

Affaires publiques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Dissonanz = Dissonance**

Band (Jahr): - **(2009)**

Heft 107

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE BLEICHEN ENGEL DER ZUKUNFT

Eine Podiumsdiskussion zum Thema «Die Zukunft der Kulturberichterstattung» im Theater Neumarkt (Zürich), 22. Juni 2009



Redaktionsmitglieder des Tages-Anzeigers gehen auf die Strasse (Zürich, 1. Juli 2009). Foto: Johannes Anders

Podiumsdiskussionen haben manchmal emotionale Ventilfunktion; besonders dann, wenn nach lang sich hinziehender beunruhigender Entwicklung wirklich etwas Schlimmes passiert. Was unlängst in Zürich ein Fass zum Überlaufen brachte, war bekanntlich der Kündigungsexzess beim Tages-Anzeiger: Infolge «wirtschaftlicher Notwendigkeit» sah man sich «gezwungen», eine «Neuorganisation der Redaktion» vorzunehmen, sprich: über 50 meist erfahrene und beschlagene Journalistinnen und Journalisten zu feuern, um erklärtermassen mit einer Rumpfredaktion eine noch viel bessere Zeitung zu gestalten. Auch die NZZ übt sich fleissig in der Kunst der Qualitätsoptimierung durch Stellen- und Kompetenzabbau, profitiert im Moment aber noch davon, dass der Tages-Anzeiger spektakulärer vorgeht und deshalb jetzt im Mittelpunkt des Kreuzfeuers steht. Da im Kulturbereich immer besonders ausgiebig abgebaut wird, kam die Idee, unter dem Neigungswinkel dieser speziellen Problematik Verantwortliche und Betroffene einmal öffentlich zusammen zu bringen: Deshalb sollten zwei Chefredaktoren (Tages-Anzeiger: Res Strehle, NZZ: Markus Spillmann) mit dem Leiter des Theaterhauses Gessnerallee Niels Ewerbeck, dem Leiter der Kulturabteilung Zürich Jean-Pierre Hoby und dem Publikum über das Thema «Die Zukunft der Kulturberichterstattung» debattieren (Moderation: Isabelle Jacobi, DRS 2).

Das war an diesem erwartungsgemäss alles andere als unemotionalen Abend natürlich überhaupt nicht das Thema. Zunächst sollten Spillmann und besonders Strehle ihr Vorgehen einer empörten Öffentlichkeit – im vollbesetzten Theater Neumarkt waren viele

unmittelbar Betroffene zugegen – erklären, worauf deren Rede gebetsmühlenhaft um bekannte Schlagworte herum mäanderte (Konzentration, Fokussierung, Qualitätssteigerung durch Abbau, weg vom Protokollieren, hin zur tiefen Analyse, bestimmt keine Boulevardisierung, mehr Eigenleistung, Kultur sehr wichtig, aber auch Gesamtauftrag, differenzierte Betrachtungsweise erforderlich, nicht pauschale Verurteilung, Konjunkturkrise, deshalb Notwendigkeit harter und unpopulärer Entscheidungen, aber auch Bedauern). Hoby erinnerte an die Möglichkeit der Interpretation von kulturellen Ereignissen durch Feuilletons, sowie an die Notwendigkeit, in einem Kulturleben Diskurse medial zu impulsieren und kontinuierlich zu führen. Die Zeitungschefs wirkten darauf ratlos und etwas entnervt. Obwohl die ganze Debatte stark auf die lokale Situation ausgerichtet war (Ewerbeck schilderte seinen Eindruck von der besonderen Art des Provinzialismus in Zürich: Während die Presse anderswo den eigenen Standort prinzipiell zum Nabel der Welt erkläre, sei Zürich eher auf das Kleinreden oder Ignorieren der eigenen, auch international ausstrahlenden Initiativen bedacht), hatte sie doch etwas Paradigmatisches. Der Theatermann stellte fest, dass der Abbau der Kultur in der Zeitung sich an der Limmat genau gegenläufig zu einem wachsenden Interesse am anspruchsvollen Kulturangebot verhalte und verband dies mit der Frage, ob die Zeitungen sich potentielle Leserschaften nicht ein bisschen durch die Lappen gehen lassen: Es ist diese gespenstische Spannung zwischen systematischer Reduktion der Kulturressorts in der Tagespresse und vitaler Vielfalt an künstlerischen Initiativen, die auch die Situation in anderen Schweizer Kulturzentren schon lange prägt.

Solche und andere Gedanken prallten an Strehle und Spillmann, die sofort und zum Teil nicht unarmoyant wieder in ihre Gebetsmühlen verfielen, leicht ab. Die längst vollzogene populistische Wende in den Kulturteilen, die nahezu komplette Ausblendung unabhängiger und unangepasster Kunst- und Denkformen hat Zeitungen und andere Massenmedien auch hierzulande bisher nicht wirklich weitergebracht – Ansätze, daraus Lehren zu ziehen oder auch nur ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, sind auf Ebene der Chefredaktionen nicht erkennbar. Stattdessen erlebte man einen Theaterabend voller absurder und peinlicher Szenen: Nur halb im Scherz wurde Hoby auf dem Podium um Subventionen angebettelt, auf dass der Tages-Anzeiger sich wieder einen hochwertigen Kulturteil leisten könne. Unter anderem Strehles devot vorgetragene Bewunderung für die angeblich konkurrenzlos hohe Qualität des NZZ-Feuilletons erweckte allerdings nicht gerade den Eindruck, dass er selbst mit etwaiger Unterstützung der öffentlichen Hand sich besonders dafür einsetzen würde, jener bewährten Art des Kulturjournalismus irgendetwas Eigenes produktiv entgegenzusetzen. Hinter unzulänglichen Lösungsvorschlägen (Weniger Fernsehprogramm? Mehr Internet?) blieben die eigentlichen Fragen etwas zurück (Wie kann Tamedia als äusserst investitionsfreudiges Unternehmen mit riesigem Gewinn eine derartige Personalpolitik verantworten? Wie können kulturelle Inhalte ohne sachkundige und verantwortliche Redaktoren überhaupt noch seriös behandelt werden?). Den Vorschlag der Querfinanzierung des Tages-Anzeigers durch andere gewinnträchtige Teile der

Tamedia-Gruppe («20 Minuten») nannte Strehle spontan «eine ganz gute Idee» und stellte in Aussicht, darüber vielleicht mal nachdenken zu wollen. Später fiel ihm ein, dass das wohl irgendwie doch nicht gehe, nämlich aufgrund jenes offenbar unhinterfragbar-sakrosankten Grundsatzes des Mutterkonzerns, wonach jedes Produkt der Gruppe selbsttragend sein müsse.

Wie gesagt, wer Visionen für «die Zukunft der Kulturberichterstattung» erwartet hatte, war hier beim falschen Gespräch. Strehle und Spillmann sind dafür auch kaum die richtigen Ansprechpartner, da sie zu jener neuen Spezies von Chefredaktoren gehören, die sich vor allem durch Visions- und Positionslosigkeit auszeichnen. Von Herausgebern und Verlagen werden solche Kompetenzen gerne gefördert, um zu verhindern, dass unternehmerische Abläufe durch redaktionelle Konzepte oder Ideen allzu sehr gestört werden. Dies spiegelt sich auch in den Personalentscheidungen auf Ressortleitungsebene sowie in einer Entlassungspolitik, von der beim Tages-Anzeiger auffällig stark auf unbequeme Art kreative Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betroffen sind. Strehle und Spillmann figurieren – wie zuvor der gescheiterte Ivo Bachmann in Basel – als blasse Mangelverwalter, und am Abend am Neumarkt unternahmen sie nicht einmal den Versuch, das Gegenteil professionell zu heucheln. Vielleicht ist ihnen die Kulturklientel nicht der Mühe wert, womöglich hätte man vor einem anderen «Zielpublikum» besser Theater gespielt. Solche Abende zeigen in deprimierender Deutlichkeit, wie wenig von der Tagespresse punkto Kultur für die Zukunft wohl zu erwarten ist (im Zeichen der geistigen Abrüstung steht auch der «Relaunch» der beiden Zeitungen im September 2009). Zudem wird deutlich, wie notwendig wirkliche «Kreativität und Innovation» für den in einer grossen Öffentlichkeit stehen wollenden kulturpublizistischen Sektor wären. **MICHAEL KUNKEL**

www.rettet-den-tag.ch

DIE KRITIK AN DER INDIFFERENZ SETZT KEIN NEUES GEBOT

Erwiderung auf Roland Mosers Diskussionsbeitrag in der «Dissonanz» # 106, S. 51f.

«Gebote und Verbote» in der Neuen Musik werden nicht von geltungssüchtigen Komponisten erlassen, sondern sind das Resultat vielfältiger, diskontinuierlicher Kommunikationen der Künstler, Kunsttheoretiker, der Medien, der Kunst (Werke, Texte, Repliken, Kritiken, etc.). Foucault: «Während die Herkunft die Qualität eines Instinktes, seine Stärke oder Schwäche und seine Spuren im Leib bezeichnet, gibt die Entstehung den Ort einer Konfrontation an; doch sollte man sich hüten [...] ihn als geschlossenes Feld vorzustellen, auf dem sich ein Kampf zwischen Gleichen abspielt; es handelt sich vielmehr um einen «Nicht-Ort», eine blosse Distanz, die den Gegnern keinen gemeinsamen Platz einräumt. Niemand ist verantwortlich für eine Entstehung, niemand kann sich ihrer rühmen; sie geschieht in einem leeren Zwischen.»¹ Das Verbot ist keine musiktheoretische, sondern eine musiksoziologische Kategorie. Insofern wäre die Kritik an meinem Text eine Art Kategorienfehler, den ich in aller Kürze aufklären möchte.

Ich habe mich aus Platzgründen darauf beschränkt, von «Geboten und Verboten» zu sprechen, und nicht ihr Entstehen zu beschreiben, zumal dies schon oft gemacht wurde. Die Beispiele in Mosers Replik veranschaulichen dies: «Als Cage im Sommer 1958 nach Darmstadt kam, verfolgten vielleicht noch einige letzte Reste von «Verboten und Geboten». In den sechziger Jahren war Öffnung wohl das einzige Gebot.» Von «Öffnung» kann jedoch nur dann sinnvoll die Rede sein, weil die kompositorische Gegenwart damals von *stilbildenden* Verboten durchzogen war: Eine geschlossene Tür lässt sich *öffnen*, die offene bietet kein Raum für deren Öffnung.

Auch das Notenbeispiel von Madernas *Zweiter Serenade* setzt zum Verständnis implizit «Gebote und Verbote» voraus. «Bis zum 158. Takt des Stücks werden nur elf Tonnamen gebraucht, dem «gebotenen» chromatischen Total fehlt immer das B.» Wenn das chromatische Total damals nicht ungeschriebenes Gebot gewesen wäre, würde ein kompositorisches Verfahren, welches aus nur elf statt zwölf Tönen wählt, sinnlos sein.

Die verschiedenen Reaktionsweisen der Komponisten auf die «Gebote und Verbote» waren keinesfalls geregelt, jedoch in ihrer Möglichkeit beschränkt, da sie stets auf sie Bezug nahmen. Dass Verbote existieren, dass sie sich nicht auf die subjektive Hybris von Komponisten reduzieren lassen, sondern einen objektiven Grund haben, hatte schon Adorno so gesehen: «Im Kanon der Verbote schlagen Idiosynkrasien der Künstler sich nieder, aber sie wiederum sind objektiv verpflichtend, darin ist ästhetisch das Besondere buchstäblich das Allgemeine. Denn das idiosynkratische, zunächst bewusste und kaum theoretisch sich selbst transparente Verhalten ist Sediment kollektiver Reaktionsweisen.»²

Heute sind «Dogmen», oder aber: «Gebote und Verbote», überwunden. Diese durchaus begrüssenswerte Errungenschaft ersuche ich keinesfalls durch den Ausruf neuer «Gebote und Verbote» rückgängig zu machen. «An der Errungenschaft des Pluralismus wird festgehalten», hatte ich ausdrücklich geschrieben. Vielmehr